

Musikalische Welten zusammengefügt / Das Rodin-Quartett begeistert im Wasserburger Rathausaal

Drei Komponistengenerationen: Haydn, geboren 1732, Beethoven, geboren 1770, Schubert, geboren 1797. Wer ahnt beim Hören der Streichquartette, dass Haydns Opus 74 C-Dur anno 1793 und Beethovens Opus 18/6 B-Dur anno 1798 bis 1800 geschrieben wurden, also fast aus gleicher Zeit stammen? Dass Schuberts „Der Tod und das Mädchen“ gleichzeitig mit Beethovens letzten Quartetten entstand? Welche Dichte der stilistischen Entwicklung innerhalb von 30 Jahren! Und doch liegen Welten vor allem zwischen Beethovens Opus 18 und Schubert. Schuberts erste Takte, und was darauf folgt: Da meint man schon Brahms, Bruckner, ja sogar Mahler zu ahnen, wo bei Beethoven gerade die Befreiung von Haydns handwerklich genialem Vorbild stattgefunden hatte. Selten gelang es einem Quartettensemble so gut, diese Welten in einem Abend zusammenzufügen, wie dem Rodin-Quartett mit Sonja Korkeala, Gerhard Urban, Martin Wandel und Clemens Weigel im letzten Rathauskonzert dieses Jahres in Wasserburg. Haydns C-Dur-Quartett: Da wählte man mäßige Tempi, ließ dem Hörer Zeit zum Verarbeiten der Fülle der Einfälle. Nicht zu Unrecht hätte einmal ein Musikkenner gesagt, Haydn sei der Koch, der seine Gäste in die Küche führt und ihnen im Detail zeigt, welche Zutaten in den Topf kommen, dessen Inhalt später so schmecken sollte. Alles klang durchsichtig, innig, zart intoniert, diente der Orientierung, wie um zu zeigen: Dies ist der Standard für jedes Streichquartett schlechthin. Lernt es zu hören und zu genießen!

Die ersten Takte Beethovens erschienen wie diesem Standard abgeschaut, aber schon regte sich Eigenständigkeit, ja, im Einleitungs-Adagio zum Finale war man in Beethovens Spätzeit versetzt: Tiefgründige

Harmonien. Und wieder: Kein Ton wurde „gemacht“, überreizt, er strömte schwerelos wie von selbst.

Nach der Pause begann mit Schuberts „Der Tod und das Mädchen“ ein anderes Jahrhundert. Gewaltvoll die ersten Takte. Der Tod droht hier, wo er im Variationenthema sanft tröstet. Und jetzt mochte man erkennen, was das Geheimnis an dem so bestechenden Spiel dieses Ensembles ist. Nirgends gibt es auch in der schönsten Melodie der ersten Geige, des Cellos, der Mittelstimmen, ein erkennbares Vibrato. Das haben die Vier nicht nötig. Die Primaria führte energisch, aber nicht mit straffem Strich, nein, sondern mit ihrer durchwegs sanften Tongebung überließ sie höchstens dem Cello die Vehemenz in der Kantilene - und die ist nötig in Schuberts großem Werk, das die Vier in großem Schwung zu Ende brachten.

Wie als hätten sie eine Lücke zu füllen im Rund der Quartettklassiker, ließen sie noch ein schlichtes Mozart-Menuett als Zugabe folgen, und dann bekam Schubert-Freund Ignaz Lachner noch die Chance mit einer fast naiven Haydn-Reminiszenz. Ein musikalisches Schwergewicht wäre nach Schubert ohnehin vom Hörer kaum mehr zu verkraften gewesen.

(Chiemgau Zeitung)